

Literatur des Auslandes.

N^o 105.

Berlin, Freitag den 1. September

1837.

Frankreich.

Der Salon der Gräfin von Genlis.
Von der Herzogin von Abrantes.

Ich habe Frau von Genlis persönlich wenig gekannt und besuchte sie im Ganzen nur zweimal mit dem Cardinal von Maury, der gern ein näheres Freundschafts-Verhältnis zwischen uns herbeiführen wollte; aber das war unmöglich, denn leidenschaftlich verehrte ich das hohe Talent und den Charakter der Frau von Staël, deren erklärte Feindin die Gräfin von Genlis war. Indessen habe ich doch mit Personen zusammen gelebt, die mich leicht mit ihren Eigenschaften und Fehlern bekannt machen konnten: es waren dies Frau von Montesson, die Tante unserer Schriftstellerin, und dann mehrere genaue Bekannte des Herzogs von Orleans, dessen Gesellschaften auch sie oft besuchte. Frau von Genlis kam, als ich mich eben verheiratet hatte, nach Frankreich zurück. Ihre Schriften gefielen mir; „Adele und Theodor“, jenes damals so hoch gefeierte Meisterwerk, das selbst in unseren Tagen noch immer für vortrefflich gilt, schien mir wirklich erhaben; auch meine Mutter, die die Lektüre durchaus nicht liebte, die bis jetzt sogar nur an Fenelon's „Telemaque“ Geschmack gefunden hatte, ließ sich jenen Roman vorlesen und fand darin mit vielem Vergnügen einige ihrer Bekannten wieder, die von der Schriftstellerin vortrefflich geschildert waren. Der alte Graf von Périgord, ein Onkel Talleyrand's, dem ich auch zuweilen aus jenem Werke vorlas, erkannte ebenfalls viele seiner Freunde in den darin auftretenden Personen und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der ihre Portraits entworfen waren. So hatte ich also viele Gründe, für Frau von Genlis eingenommen zu seyn; aber das war keinesweges der Fall; sie forderte Bewunderung und verlangte, daß man ihr buldige; die größte Eigenliebe blickte in den meisten ihrer Schriften durch den leichten Mantel der Bescheidenheit, mit dem sie dieselbe künstlich zu umhüllen wußte; deshalb eben sagte mir ihr ganzes Wesen durchaus nicht zu, ja sie übte mir sogar eben so viel Widerwillen, wie Frau von Staël Verehrung und Liebe ein: sie suchte mit einer solchen Autorität zu imponiren, daß sie dadurch eben die Lust, Opposition gegen sie zu machen, erregte; denn der Geist des Widerspruchs liegt einmal in uns, und niemals zeigt er sich thätiger, als in solchen Fällen. Ich kannte viele Freunde der Frau von Genlis, die sie zu verteidigen suchten, wenn man von ihrer großen Eigenliebe und Eitelkeit sprach; aber sie selbst liefert in ihren Memoiren den schlagendsten Beweis dafür und zeigt, wie wenig man ihr mit jenen Vorwürfen Unrecht thut.

Die gesellschaftliche Existenz der Frau Gräfin von Genlis ist eine Art von Problem, dessen Lösung nicht ganz leicht ist; denn sie zeigt uns eine Reihfolge der seltsamsten Widersprüche. Einer der ersten Familien Frankreichs entsprossen, deren Namen und hohe Verbindungen ihr schon zu acht Jahren das Recht gaben, den Titel eines Stifts-Fräulein vom St. Alix-Kapitel zu führen, nannte sie sich bis zu ihrer Heirath Gräfin von Lancy; Herr von Genlis war ebenfalls von hohem Range und ausgezeichneter Geburt, aber dennoch nahm seine Frau in der großen Welt niemals die Stellung einer vornehmen Dame ein. Fortwährend von Frömmigkeit, treuer Pflichterfüllung und christlicher Demuth sprechend, dachte sie selbst nicht im geringsten daran, auf eine dieser Tugenden Rücksicht zu nehmen; sie donnerte öffentlich gegen alle Frauen, die Liebhaber hatten, publizierte fast täglich lange Abhandlungen über Freundschaft, kindliche Liebe und Empfindungen aller Art, hatte eine ganze Sammlung von kleinen Souvenirs für jeden Tag des Jahres, und dennoch belästigte diese Frau keinen einzigen wahren Freund; sie stand isolirt in der Welt da und starb von Niemanden betrauert. — Ist die Moral aller dieser Thatsachen nicht eine sehr traurige? —

Wie dem aber auch übrigens seyn mag, Frau von Genlis hatte einen viel zu bedeutenden Einfluß auf ihre Zeit und auf die politischen Begebenheiten in Frankreich, um ihr nicht wenigstens auf einige Augenblicke unsere ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Sie hatte durch mancherlei Intriguen und Verbindungen mit Personen, deren Bekanntheit sie später mit der naivsten Unbefangenheit ganz leugnet, schon lange vor dem Ausbruch der Revolution den großen Einfluß vorbereitet, den sie auf alle ihre Umgebungen ausüben wollte, und der Thatsachen herbeiführen mußte, die auch selbst für sie verderbliche Folgen hatten.

Frau von Genlis hat in ihrer Jugend ein seltsam bizarres Romanleben geführt, das wohl zu jeder Zeit auffallend seyn würde, vorzüglich aber in jener Epoche allgemeines Aufsehen erregte. Sie verließ oft nach kurzem Aufenballe schon ein Schloß, um in das andere zu ziehen, ging als Bäuerin verkleidet in die Dörfer und mischte sich in die Spiele der Landleute, ritt mit hohen Stiefeln und Sporen von

Genlis nach Paris und von dort wieder zurück, mystifizierte schonungslos Alles, was ihr unter die Hände kam, aß in ihrem 18ten Jahre mit dem größten Appetit rohe Fische, spielte die Harfe wie Apollo, socht mit der gewandtesten Geschicklichkeit gleich einer jugendlichen Bellona und war dabei klug wie die Göttin Minerva — sind das nicht Eigenschaften genug, um die Blicke Aller auf sich zu ziehen? — So war Frau von Genlis, als sie zur Ehrendame der Herzogin von Chartres ernannt wurde. — Ehe sie aber das Palais-Royal bezog, hatte sie während eines ganzen Winters einen Salon eröffnet, der höchst merkwürdig und ausgezeichnet war und dem nur wenige später gleichkamen. Jenes Verlangen nach fortwährender Abwechslung, das ihre Reiselust stets aufs neue erweckte, ängerte sich auch in dem Innern ihres Hauses und brachte Mannigfaltigkeit, Bewegung und Leben in ihre Gesellschaften. Obgleich sie damals noch eine sehr junge Frau war, zeigte sie doch schon jenen seltenen Geschmack und Sinn für Wissenschaft und Kunst, der sie später so auszeichnete; aber sie sah es auch gern, wenn ihre Talente nicht unbekannt blieben. Ihr Gesellschafts-Saal war der Sammelplatz für die berühmtesten Gelehrten und Künstler, etwas, das damals in den höheren Zirkeln von Paris noch ganz ungewöhnlich war und deshalb viel Aufsehen erregte. Sie veranstaltete zuweilen Konzerte, in denen der berühmte Violinist Kramer, die Violoncellspieler Jannowiz und Dupont und die ausgezeichnete Pianistin Mlle. Baillon mitwirkten. Oft auch ließen sich die Italiänischen Sänger Albanzi und Feizeri bei ihr hören; sie selbst spielte die Harfe und sang vortrefflich; man kann sich also wohl denken, daß solche musikalische Soirées sehr unterhaltend und lebhaft waren. Zuweilen führte man Sprüchwörter und Charaden auf, arrangirte kleine Ballets und tanzte Quadrillen. In demselben Jahre machte auch Frau von Genlis eine Erfindung, die in allen vornehmen Zirkeln mit großem Beifall aufgenommen und bald allgemein Mode wurde. Um gesellschaftliche Spiele mit Tanz zu vereinigen, komponirte und arrangirte sie nämlich eine Quadrille, die sie „die Sprüchwörter“ nannte. Jedes Paar bildete in dem Marsche, der zur Introduction des Haupttanzes diente, ein Sprüchwort und war der Bedeutung desselben gemäß gekleidet. Die Herzogin von Lauzun trug ein einfaches weißes Gewand mit grauem Gürtel und keinen anderen Schmuck, als ihre große Schönheit; ihre Devise war: „Bonne renommée vaut mieux, que ceinture dorée.“ — Herr von Belzunce führte sie. — Die Herzogin von Liancourt, die eben so durch Geist, Lieblichkeit und Grazie ausgezeichnet war, wie alle Frauen, die von jener Zeit ab denselben Namen trugen, ward von dem Grafen von Boulainvilliers geführt, und ihr Sprüchwort war: „A vieux chat jeune souris.“ Herr von St. Julien, einer der lebenswürdigsten und heitersten Gesellschaftler, war der Cavalier der Frau von Marigny; er war als Mohr gekleidet und sein Gesicht schwarz gefärbt; die Dame hielt ein weißes Schnupstuch in der Hand, mit dem sie von Zeit zu Zeit über das Gesicht des Herrn von St. Julien strich, ihr Sprüchwort war: „A laver la tête d'un Maure on perd sa lessive.“ — Diesem Paare folgte Frau von Genlis selbst, von dem Vicomte von Laval geführt, der prachtvoll gekleidet war, während sie das einfache Kostüm einer Bäuerin trug; der Vicomte, der sich fast immer langweilte, sah traurig aus und schien mit der Lust zum Schloße zu kämpfen; sie hingegen blickte heiter und vergnügt um sich her. Ihr Motto war: „Contentement passe richesse.“ Auch Garbei, jener berühmte Tänzer, der damals eben im Glanzpunkte seines Ruhmes stand, hatte, auf Frau von Genlis' Wunsch, zu dieser Quadrille noch eine besondere Tour, nach dem Sprüchwort: „Reculer pour mieux sauter“, arrangirt, in deren Ausführung er sich selbst übertraf; es war eine reizende Contretanz-Tour, nach Art der Mazurek, voller Leben und Bewegung, und entzückte die ganze vornehme Welt von Paris.

Man kann sich wohl denken, wie sehr ein so heiteres, sorgenfreies Leben eine junge, hübsche und lebhaft Frau, wie die Gräfin Genlis war, befriedigen mußte. Auch süßte sie sich, ihrer eigenen Versicherung nach, vollkommen glücklich; Herr von Genlis liebte sie leidenschaftlich und theilte alle ihre Vergnügungen oder vielmehr ihre Thorheiten; er war geistreich, machte hübsche Verse, spielte zum Entzücken in kleinen Baudevilles oder Lustspielen und besaß mit einem Worte alle Eigenschaften, die man von einem feinen, vollkommen lebenswürdigen Weltmann in jener Epoche verlangte. — Während desselben Winters ließ Frau von Genlis auch oft in ihrem Hause Komödie spielen, eine Unterhaltung, die sonst gewöhnlich nur die Soirées auf dem Lande ausfüllt; aber sie wußte nur zu gut, wie allerliebste sie auf der Bühne sey, und es war einmal ihr einziges Bestreben, Effekt zu machen. — Anfänglich ward sie bei diesen dramatischen Versuchen nur von Mlle. Baillon unterstützt, denn Frauen von hohem Range wagten es damals noch

nicht, mit dreiften, unbefangenen Schritten das Theater der großen Welt zu betreten, um dort zu gleicher Zeit als gute Schauspielerinnen und vornehme Damen zu erscheinen; sie wußten wohl, daß diese beiden Rollen nicht leicht zugleich durchzuführen sind.

Indessen konnte es nicht fehlen, daß die glänzenden Erfolge der Frau von Genlis Eifersucht erregen mußten, und es bot sich bald eine Gelegenheit dar, ihr einen bösen Streich zu spielen. Die bewußte Quadrille sollte nämlich im Saale des Opernhauses (damals wurde im Palais-Royal gespielt) von demselben Personal, für die sie arrangirt war, aufgeführt werden. Man denke sich den Unterschied der damaligen und unserer jetzigen Zeit! Damen vom höchsten Adel, die Zierden des Französischen Hofes, wie die Herzoginnen von Lauzun, Liancourt und noch viele Andere von eben so hohem Range, bielten es nicht unter ihrer Würde, auf einem öffentlichen Balle, in Gegenwart eines ziemlich großen, freilich gewählten Publikums, eine Quadrille zu tanzen. Diese Damen traten also wirklich um Mitternacht, geführt von ihren eben so vornehmen Kavaliern, in den Saal und zogen nicht nur die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich, sie nahmen dieselbe sogar ganz allein und ungetheilt in Anspruch; denn es ist ja eben das Privilegium der Quadrille, jeden anderen Tanz auszuschließen. — Nachdem die personifizirten Sprichwörter einmal durch den Saal gegangen waren, schickten sie sich an, die von Gardel komponirte reizende Tour aufzuführen; da wälzte sich mit einem Male eine ungeheure Rake, laut miauend, bis in die Mitte der Tänzer-Gruppe, warf wilde Feuerblicke um sich her und drohte mit ihren gewaltigen Krallen allen Kleidern Verderben. Man kann sich wohl denken, wie eine Verwirrung diese Unterbrechung im ersten Augenblick des Schreckens verursachte; selbst die Mutbigsten erbleichten, und die Rake, der das Spiel zu gefallen schien, ward immer drohender und warf immer rollendere Blicke um sich her. Da veränderte sich mit einem Male die Scene. Herr von St. Julien, der sich wahrscheinlich schon selber in seiner Quadrillen-Rolle sehr ennuyirt hatte, ward jetzt durch die unerwartete Störung aufgebracht; er stieß den ungeheuren Rominagrobis anfangs ziemlich sanft zurück; aber als er sah, daß das Thier durchaus nicht weichen wollte, verfezte er ihm ziemlich derbe Fußstöße, wodurch das Fell, welches die vermeintliche Rake umhüllte, in Unordnung gebracht wurde, und die Gesellschaft erblickte nun das mit Farbe bestrichene Gesicht eines kleinen Savoyarden, der von den vielen Liebesbezeugungen, die ihm gesendet wurden, wahrscheinlich nicht erbaut, jämmerlich zu weinen anfing. Die Tänzer verdoppelten nun ihre Richtigungen; denn es war augenscheinlich, daß das Ganze von den Feinden der Frau von Genlis angeflist worden, um die Aufführung der Quadrille zu verhindern. Indessen nahmen die Zuschauer, die gegen den berühmten Tanz sehen wollten, die Partei der Belächtigten; er begann, ward mit dem größten Beifall aufgenommen, und bald sah sich die Frau von Genlis auf eine glänzende Art an den ihr libellwollenden Weibern gerächt. Man wußte, daß der Pöbel ihr auf den Befehl des Herzogs von Chartres, der damals Frau von Genlis noch nicht kannte, gespielt worden war. (Schluß folgt.)

A e g y p t e n.

Balanthiennes in der Pyramide von Gizeh.

Aus dessen kürzlich erschienener Voyage en Orient.

Herr Major von Balanthiennes ist unter den neueren Reisenden der Erste, dem es gelang, in den berühmten Schacht der Pyramide von Gizeh zu kommen. Wir entlehnen seinem interessanten Werke den Bericht über diesen Pyramiden-Besuch, bei welchem ihn die Herren d'Arce, Rigaud, Dutray, Debray, Höner und de Lorey begleiteten. Als die Gesellschaft bis ins Innere der erwähnten Pyramide vorgeedrungen war und die beiden vornehmsten Gemächer besucht hatte, ließ Herr Balanthiennes seine Gefährten in einem derselben zurück. Das Weitere lassen wir ihn selbst erzählen.

„Meine beiden Arabischen Cicconi folgten mir, mit Seilen und Wachsackeln versehen; ich selbst nahm drei Flaschen Brantwein und Rum, und so stiegen wir zunächst die große Gallerie hinab. Dann wendeten wir uns gegen Süden und kamen in das Gemach der Königin, welches gleichfalls aus Granit erbaut ist und dessen Decke die Form eines Daches hat. Man behauptet, es befände sich hier ein Kanal, der mit demjenigen, von welchem ich gleich reden werde, in Verbindung stehe; ich habe ihn vergebens gesucht.

Mehrere Reisende, wie Carsten Niebuhr, Davison und Montagne, sprechen von einer Öffnung am oberen Theile der großen Gallerie. Schon Plinius gedenkt derselben, und Dupuis nennt sie eine Communication mit dem unterirdischen Tempel von Memphis, welche zu den Prüfungen der Neophyten diene. Meines Wissens hat aber noch kein Reisender den Versuch gemacht, darin vorzudringen. Ich wollte diese Thatsache aufhellen; allein ich offenbarte mein Vorhaben keinem Menschen, den jüngeren Champollion ausgenommen, der meinen Brief aufbewahrt hat.

Um an den Eingang dieses Schachtes zu kommen, muß man in die linke Ecke der großen Gallerie sich begeben: daselbst befindet sich ein kleiner Kanal, durch welchen ich mit meinen zwei Arabern sechs oder acht Schritte weit trock. Am Ende desselben kamen wir auf eine enge viereckige Stelle, und der Eingang des Schachtes war vor uns. Ich gab meinen Führern zu verstehen, was ich beabsichtigte; allein sie zeigten keine Lust, mir zu folgen, da sie noch niemals in den Schacht gestiegen waren. Doch gewann ich sie endlich damit, daß ich einige Salari's ihnen zeigte, die ich ihnen als Extra-Belohnung versprach.

Die Öffnung hat nur dritthalb Fuß im Durchmesser; der Schacht schien mir senkrecht angelegt; ich bemerkte rechts und links kleine Ausbühlungen, die man angebracht hatte, um beim Auf- und Niedersteigen Hände und Füße hineinzustecken. Wir knüpften das eine Ende des mitgebrachten Seils, welches einen Zoll dick und 40 Klafter lang war,

so fest als möglich an den oberen Theil der Öffnung und ließen den ganzen Anäuel in den Abgrund fallen. Eine Minute darauf zog ich an diesem Seil, an dessen anderes Ende ein Klumpen Blei, der etwa ein Pfund wog, befestigt war; allein ich fühlte das Blei nicht und vermuthete demzufolge, der Schacht könne nicht sehr tief seyn.

In dieser Voraussetzung ließ ich den Einen meiner Araber hinabsteigen; ich selbst folgte ihm, und der Andere kam hinter mir; Jeder von uns hielt eine doppelte Fackel, deren eine Hälfte angezündet war, in der Hand. Es war aber unmöglich, an dem Seile sich zu halten; Jeder von uns faßte mit der einen Hand seine Fackel, stützte den Ellbogen in eine Höhlung an der Wand des Schachtes und hielt sich mit der anderen Hand in der entgegengesetzten Ausbühlung; so stiegen wir mit großer Mühe abwärts. Glücklicher Weise sind die Vertiefungen zum Stützen immer nur einen Fuß weit aus einander. Von 23 zu 23 Fuß fand ich eine Art Fenster, die bald vor, bald hinter uns angebracht waren und etwa drei Fuß im Quadrate hatten; aus denselben kam eine warme Luft, und vermuthlich standen diese Löcher durch einen gemeinschaftlichen Kanal mit der Außenseite in Verbindung. Wir sahen uns oft zum Ausruhen genöthigt, und ich gestehe, daß mir in solchen Momenten unheimlich zu Muth war; denn leicht konnte irgend ein Hinderniß uns in den Weg kommen und eine Katastrophe herbeiführen. Außerdem süßten wir, nachdem wir eine Viertelstunde lang, erst den einen und dann den anderen Fuß vorsehend und mit Hand und Ellbogen uns stützend, abwärts gestiegen waren, ein Zittern in den Beinen, das immer zunahm. Indessen zählte ich die Arten von Einsen oder vielmehr Ausbühlungen in der Brunnen-Mauer, und schon hatten wir 264 derselben zurückgelegt, als ich auf das Blei am Ende unseres Seiles stieß. . . . Jetzt gab es eine neue Pause und neue verdrießliche Betrachtungen. Endlich setzten wir unsere Reise fort; aber mit einem Male stößt der Araber unter mir einen Schrei aus, und seine Fackel verlöscht! Ich bleibe stehen, lausche, sehe unter mich — der Unglückliche war spurlos verschwunden! Mein Herz klopfte von dem Schrecken so gewaltig, daß ich beinahe selbst hinabgestürzt wäre. Ich stemmte meine Füße gut ein, zog eine meiner Brantweinflaschen hervor, trank einen Schluck und reichte sie dem Araber über mir. Dieser sprach „Alla kerim!“ (Allah ist gnädig!) stellte mir die Flasche wieder zu, und nun setzten wir unsere senkrechte Reise etwas rüstiger fort. Fünfundzwanzig Fuß tiefer fand ich mich auf einem Viereck von sechs Fuß und setzte mich nieder. Horeb, der Araber, sah mit verstörtem Blicken um sich; er zitterte am ganzen Leibe. Ich reichte ihm die Flasche wieder; allein er konnte vor Zittern kaum trinken und vergoß einen Theil des Brantweins. Wäre dieser Mensch bewaffnet gewesen, so hätte ich mich vor ihm gesürchtet; ich führte kleine Pistolen bei mir, an deren Schlössern ich absichtlich spielte. In dem Winkel zur Rechten, aber nicht gerade unter dem Schachte, den wir zurückgelegt hatten, war die Öffnung des anderen Schachtes. Eine Viertelstunde lang ging ich mit mir zu Rathe, ob es nicht besser seyn dürfte, wieder hinaufzuklimmen, als dieses tolstühne Wagensstück fortzusetzen; aber ein Aufwärtssteigen schien mir in unserem Zustande beinahe unmöglich, und so meldete ich meinem Gefährten, daß ich eine Fortsetzung der Wanderschaft in die Tiefe beschloß. Horeb wiederholte sein Alla kerim! und stieg herzhaft zuerst in den Brunnen. Wiederum ging es drei Viertelstunden lang abwärts, auf welchem Wege neue Besorgnisse mich quälten; ich zählte dieses Mal 220 Ausbühlungen und stand zuletzt in einem viereckigen Gemache von 10 bis 12 Fuß ebenermäßiger Höhe. Nachdem ich hier ein paar Minuten gerostet und meinem Araber einen dritten Schluck angeboten, nahm ich meinen Wachsstock und besah mir das Gemach, dessen Wände von oben bis unten aus rohem unbehauenen Granit bestanden. In dem einen Winkel stieß ich auf einen sonderbar aussehenden Gegenstand: es war ein menschliches Skelett! Ich suchte im Kreise umher nach einer Reliquie, die mich auf die Entdeckung bringen könnte, wer der Unglückliche gewesen, dessen Gebeine hier zurückblieben; aber ich fand nur zwei große metallene Rockknöpfe.

Jetzt richtete ich meine Blicke auf die Mauer zur Seite des Skelets und bemerkte Spuren einer fast ganz ausgeblähten Inschrift, von der ich nur Folgendes entziffern konnte:

London . . . M 2 171 S. Hays

Es ergab sich also aus diesen Fragmenten wenigstens, daß der Verunglückte ein Engländer gewesen war. „Dieser Arme“, so sprach ich zu mir selbst, „ist derselben Spur gefolgt, wie ich, und wird ohne Zweifel, da er keinen Ausgang gefunden, vor Hunger umgekommen seyn! Dieses Schicksal steht auch mir bevor; allein ich werde nicht, wie er, die Qualen eines langen Todeskampfes ertragen — ich habe Pistolen bei mir!“ Nach diesem Selbstgespräch bemühte ich mich, die Ausgänge zu finden, deren meine Autoritäten gedachten; allein vergebens! Das Zimmer war voll Schutt, der ziemlich hoch aufgetürmt lag. Gegen Süden sollte die Öffnung eines langen Kanals seyn, der zu einem anderen Kanale führte, dessen Communication bis an die Sphinx reichte; eine nördliche Öffnung aber führte, wie meine Autoren sagten, in die untere Gallerie der Pyramide. Ich begann nun, an der Nordseite aufzuräumen, während Horeb, auf mein Geheiß, an der Südseite ein Gleiches that. D, wie sächterlich lang dehnten sich mir die zwei Stunden, die ich mit dem Wegschaffen des Schuttes zubrachte! Sechs Mal war ich im Begriffe, von dem Unternehmen abzustehen! Als ich ungefähr zwei Fuß weit vorgeedrungen war, zerbrach ein falscher Tritt die ganze Frucht meiner Arbeit, und ich mußte wieder von vorn anfangen. Indessen schien es mir, als ob meine Hand den oberen Theil der Öffnung berührte, und ich stieß vor Freude einen lauten Schrei aus.

Horeb eilte zu mir; ich konnte nicht sprechen; ich zeigte ihm bloß den oberen Theil der Öffnung; allein er verstand mich, und in seinen Zügen malte sich ein Entzücken, von dem nur derjenige einen Begriff haben kann, der eine Zeit lang hoffnungslos in Todesgefahr geschwebt.

Er ergriff meine Hand, küßte sie heftig und setzte sogleich mit einem Eifer, der mich beschämte, die Arbeit fort. Nach einer halben Stunde war die Deffnung des Kanals gesäubert und der Schutt so weit weggeschafft, daß wir auf dem Bauche hineintrischen konnten. Wir rasteten zuvor ein wenig und leerten eine zweite Flasche. Ich konsultierte meinen guten kleinen Strabonius, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dieser Kanal wirklich in der Richtung der unteren Gallerie sich erstreckte. Der Kanal war mir beim Herabsteigen zur Linken gewesen; die Gallerie ebenfalls: folglich glaubte ich auf gutem Wege zu seyn. Ehe wir das Gemach verließen, schrieb ich auf den unpolirten Granit, so gut es geben wollte, mit schwarzem Bleistift meinen Namen sammt Datum und bemerkte dabei, welche Arbeit wir gethan hatten. Ich ließ noch ein Fünffrankenstück mit dem Bildniß Karl's X. zurük und legte mich dann vor der Deffnung platt an die Erde. Neue Verdrießlichkeit! unsere Fackeln konnten uns keine Dienste thun! Ich ließ eine derselben brennend in dem Gemache, für den Fall, daß wir umkehren müßten, und nun kroch wir in Gottes Namen vorwärts. Bald merkte ich, daß es eine Abdachung hinan ging, und rückte mehr als hundert Schritte ungehindert weiter, bis ich an einen Haufen Schutt kam, der meinen Weg versperrte. Horeb war an meinen Fersen; ich meldete ihm das neue Hinderniß, hörte aber in demselben Augenblick einen dumpfen Schall über uns! Jetzt blieb mir kein Zweifel daran, daß ich unter der Gallerie und zwar am Vereinigungspunkte des Eintritts-Kanals und des Kanals, der auf die Gallerie führt, mich befand. Ich fing an, aus allen Kräften zu rufen und zu schreien; ich hörte — immer vernahm ich einen dumpfen Schall und nichts weiter. Endlich schoß ich auf gutes Glück eine Pistole los; nun wurden die Schläge weniger dumpf; sie vermehrten sich und kamen näher; ein Schuß aus einer Feuerwaffe antwortete dem meinigen! Ich riß die Steine weg, die mir den Weg verbauten, und überzeugte mich bald mit unbeschreiblicher Freude, daß man auch von Außen arbeitete. Einen Augenblick dachte ich mit Schauern an die Möglichkeit eines Einsturzes, der uns zerschmettern könnte; aber die gegenwärtige dringende Gefahr wirkte doch mehr, als die noch zu erwartende. Eine entsetzliche Stunde verging, bevor ich hoffen durfte, Etwas erreicht zu haben. Plötzlich fiel mir ein schwacher Tageschimmer in die Augen; in demselben Momente löste sich ein Stein, rollte dicht vor meinem Kopfe hinab, und — es entstand eine Deffnung. Kaum war sie weit genug, meinen Körper hindurchzulassen, und noch ist es mir, als ob eine magische Kraft mich herausgeschneelt hätte. Ich hörte Stimmen, Worte, Geschrei, aber ich verstand nichts. War ich betrunken? Ich weiß nichts davon.

Erst nach einigen Minuten kam ich wieder völlig zur Besinnung und bemerkte das Staunen meiner Landleute, die mich auf einem Wege, der ihnen ganz unbekannt, aus der Pyramide kommen sahen. Horeb war von anderen Arabern umgeben, denen er unsere Erlebnisse in den Eingeweiden des Riesenbaues mit Feuer erzählte; seine Kameraden hörten ihm mit offenem Munde und hervorquellenden Augen zu. Als er geendigt hatte, machte mir Ehibant lebhaftest Vorwürfe über meine Vermesstheit. „Parbleu!“ rief Rigaud, „wenn unser Kommandant so große Lust hatte, dem ehrlichen Ebroys Gesellschaft zu leisten, so hätte er wenigstens mich mitnehmen sollen; ich große ihm nur deshalb, daß er an meinem Muthr gezeifelt hat. Da Alles so gut abgelaufen ist, bis auf das mythische Verschwinden des Arabers“), den ohne Zweifel ein Kobold entführt haben muß, so schätze ich den Kommandanten sehr glücklich, daß er in diesen schauerlichen Räumen gewesen. Sagen wir nun diesem Schlunde Lebewohl und betreten wir des Kommandanten Wähe; denn er hat so gut als keine Kleider mehr auf dem Leibe.“ Wirklich waren alle meine Kleidungsstücke zu Fetzen geworden und alle unbedeckte Theile meines Körpers wund und blutig. Dennoch gelang es mir in diesem Zustande, aus der Pyramide herauszukommen. Die einbrechende Nacht und meine große Erschöpfung bestimmten mich, hier im Freien zu kampiren. Es wurden Feuer angezündet und ein Abendessen zurecht gemacht; ich wusch mich, zog andere Kleider an und konnte eine Viertelstunde darauf alle meine in der Pyramide erlebten Abenteuer erzählen.

West-Afrika.

Sierra-Leone.

Kein Punkt der Erde ist in Bezug auf die Ungesundbeit seines Klima verrufenener, als der Theil der Westküste des Afrikanischen Festlandes, wo Sierra-Leone gelegen ist. Fäulniß, sumpfiges Land, gelbes Fieber, beständige Nebel, das sind die Vorstellungen, die fast jeder Europäer damit verbindet, der Afrika nur aus Reiseberichten kennt, und wenn ihn seine Geschäfte in diese Gegenden führen, so wird er in dieser Vorstellung nur bestärkt, sobald er in der Nähe der Küste statt des blauen Himmels und des ruhigen Meeres der Wendekreise plötzlich eine unaußhörlich verdickte Atmosphäre und ein stürmisches Meer vor sich sieht, das weder von den Delphinen, noch von den Wägen des Äquators mehr belebt wird. Bald aber verschwindet dieses einödrige, trübe Bild vor einem reizenden Schauspiel, das ihn mit dem Lande, vor dessen Berührung er sich scheute, wieder ausfüllt. Die Küste entfaltet sich seinen Blicken, und vor ihm liegt die Stadt Freetown. Da entdeckt er zuerst unter den hervorspringenden Gipfeln der blauen Berge, die von den Purpurstrahlen der Sonne funkeln, die Abhänge des Leicester-Häuels, mit wilden Palmen und Baumwollenstäuben besetzt, und dann wieder mitten auf diesem grünen Panorama einen verworrenen Haufen von Häusern und Hütten jeder Art, nach den mannigfaltigsten Stylen

*) Diese Vermuthung erhält durch den Umstand, daß der Verf. auf seiner Expedition wenigstens Eine Flasche Branntwein geleert haben muß, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

**) Das absolute Verschwinden dieses Regisseurs des Herrn W. gränzt allerdings hart ans Fabelhafte, wenn man sich die Lokalität vergegenwärtigt.

ter Baukunst, jedes Häuschen mit seinem kleinen Garten von Drangen, Citronen- und großblättrigen Pfirsichbäumen.

Jetzt verlassen wir das Schiff und begeben uns in die Stadt Freetown, so wie das ganze Gebiet der Halbinsel von dem Kap Sierra-Leone unter 8° 30' nördlicher Breite bis 13° 40', ist im Jahre 1793 von einer Englischen Gesellschaft angekauft worden. Die Bevölkerung der Stadt beläuft sich auf 30,000 Einwohner, wovon nur 80 Europäer sind. Der Rest besteht aus Schwarzen, Braunen, Gelben, aus sogenannten Vistres, Sepias, Carbonate's, die sich alle wie ein Bienenschwarm unter einander hin und her bewegen. Nichts ist kurioser, als diese Mannigfaltigkeit von Figuren und ihr geschäftiges Leben. Hier sieht man eine junge Negerin, welche durch die Straßen läuft, eine Kürbisflasche mit Drangen und Citronen auf dem Kopfe; dort eine Matrone, die ihre kleinen Negerchen bei der Hand führt oder sie auf dem Rücken trägt; noch weiter einen kräftigen Neger, der sich unter der Last der verschiedenartigen Vorräthe krümmt, womit seine Schultern besetzt sind, und endlich mitten unter diesen Gruppen einen schwarzen Soldaten, der, voll Stolz über seine Wichtigkeit, sein Degengeheiß und seinen Anzug, majestätisch einherpaziert. Nimmt man zu diesem Bilde noch die erdrückende Hitze, die aus der Erde, wie aus einem glühenden Schmelzofen, emporsteigt, und die tausend Insektenchwärme, die unaufhörlich um Einen herumsommen, so hat man einen ungefähren Begriff von der Stadt und den verschiedenen Eindrücken, die man bei der Landung daselbst erfährt.

Unter den verschiedenen Menschen-Racen, die man in Sierra-Leone findet, ist besonders eine, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdient: das ist die aus dem Lande Kru, einer Gegend, die 400 Meilen südlich von der Halbinsel gelegen ist. Der Bewohner des Kru-Landes ist in Afrika das, was der Gallego in Spanien: Berstand, Thätigkeit, unermüdlische Beharrlichkeit in den härtesten Arbeiten, nichts fehlt ihm, wenn es sich darum handelt, die kleine Summe zusammenzubringen, die ihn einst in den Stand setzen soll, sich in seiner Heimath niederzulassen. Der Kruman verläßt sein Land und schiffet sich in einer gebrechlichen Pirogue*) nach Freetown ein, um daselbst seine Pläne für die Zukunft zu realisiren. Tausend Gefahren umgeben sein Wagstück: hundertmal auf dieser langen Fahrt wirft der Sturm seine Barke um; da er aber ein geschickter Schwimmer ist, bringt er sie wieder zurecht, gießt das Wasser heraus und treibt ihn von neuem mit seiner Pagaye**) mitten unter die Wogen. Ferner muß er vor einer unwirthlichen Küste vorbeigehen, wo Seeräuber von seiner Farbe Jeden, den ein böses Geschick an ihre Ufer führt, unerbittlich niederbauen; wird er gefangen, so ist's um seine Freiheit geschehen; entgeht er aber allen diesen Gefahren, kommt er glücklich in der Kolonie an, dann ist sein Glück gemacht. Er kommt als Lehrling zu einem Herrn aus seinem Stamme, dem er zwei bis drei Jahre dient, worauf er sich selbst etablirt und wieder für sich Lehrlinge nimmt. Endlich, in einem Alter von 40 Jahren, hat er das so lang ersehnte und mühevollte Ziel erreicht; er hat gegen 30 Pfund gesammelt. Nun kauft er Waaren und kehrt auf der Stelle in sein Land zurük, wo er von den Einkünften seines kleinen Kapitals bequem leben kann.

Besonders merkwürdig ist es, daß er die ökonomischen Ansichten des berühmten Mathus theilt. Niemand ist der Ehe so abgeneigt als er, so lange er nicht ein genügendes Einkommen besitzt, um die Bedürfnisse der Wirtschaft bestreiten zu können. Die Vorstadt von Freetown, wo die meisten Krumen ihre Wohnung haben, bietet einen höchst sonderbaren Anblick; man sieht da kein einziges Weib, die Hütten sind sehr unreinlich, meist ohne Fenster und kaum breit genug, daß ein Mann von mittlerem Wuchs darin schlafen könnte. Man kann sich denken, daß bei so feindlichen Gedanken gegen das schöne Geschlecht die Krumen sich keiner großen Gunst bei den Damen erfreuen; auch stehen sie bei diesen in der tiefsten Verachtung. Eine junge Negerin, die sich so weit vergessen könnte, einem Krumann einen freundlichen Blick zuzuwenden, würde sich in der Meinung ihrer Gefährtinnen für immer zu Grunde richten. Diesen aber rührt das nicht; selbst Diogenes hätte den Stoizismus beneidet, mit welchem er gewöhnlich diese Verachtung erträgt.

Der Kruman liebt besonders leidenschaftlich die Gymnastik und verfährt bei diesen Spielen mit so viel Regelmäßigkeit und Anstand, wie unsere berühmtesten Boxer es nicht besser machen können; zuerst, beim Beginn des Kampfes, giebt er eine Pantomime zum Besten, in welcher er seine Beweglichkeit, die ganze Gewandtheit seiner kräftigen und wohlgebildeten Glieder, zum Vergnügen des Publikums entwickelt; dann springt er empor, schwingt sich auf seinen Gegner, brüht ihn mit seinen nervigen Armen, schlägt ihn zu Boden oder wirft ihn leicht über seinen Kopf weg. Wird er besiegt, ohne sich doch die Knochen zerbrochen zu haben, so richtet er sich wieder auf, tröstet sich und wartet einen günstigeren Augenblick ab, wo er seine Niederlage wird rächen können. Auch die Musik liebt er, und besonders weiß er aus einem Instrument, das aus einem Kürbis gemacht und dessen Saiten mit Gras überzogen sind, sehr harmonische Töne hervorjulocken. Zuweilen, wenn auch nur sehr selten, beschäftigt er sich mit den Wissenschaften und der Literatur; sobald sich aber diese Liebe zum Studium ausgebildet hat, dann ist sie fast zur Wuth geworden. Man hat Mehrere gesehen, die ihr Land ein zweites Mal verlassen und nach Freetown zurückkamen, um sich daselbst der Mathematik zu widmen.

Wenn wir jetzt das Innere des Landes durchforschen, so finden wir daselbst eine Fruchtbarkeit und einen Produktenreichtum, wie man ihn nirgends anders trifft. Das Palmöl, die Vanille, das Gummi, der Kaffee, der Indigo, der Kautschuck, die Fiebersrinde, die Jalape, tausend andere Holzarten, die zu Speereien oder Farben geeignet sind; der Zucker, die Gewürze, der Taback, kurz, die reichsten und kostbarsten Produkte der beiden Hemisphären sind hier in großem Ueberfluß und

*) Ein aus einem einzigen Baume gezimmertes Nachen der Wilden.

**) So heißt das Ruder bei diesen Nachen.

fast wildwachsend zu finden. Das Land kostet hier weiter nichts, als das Einschreiben, und der Lohn der Arbeiter beträgt täglich 8—10 Pence. Es haben sich einige Meiereien daselbst gebildet wie durch Zauber; die meisten darunter liegen auf dem Abhang der Hügel, sind umgeben mit Citronen- und Drangenhäusern und bieten in der Mitte dieses grünen Gürtels einen höchst reizenden Anblick dar. Rings herum gewöhnlich ganz nahe an dem Hauptgebäude sind ungeheure Felder, mit Zuckerrohr, Indigo und Baumwollensäuden bepflanzt, während die Kaffeepflanzungen die Höhen bedecken. Es herrscht die Sitte, sobald man eine Meierei anlegen will, die Heiden und Bäume, welche das zu bebauende Erdreich bedecken, zu verbrennen, um die Leoparden und Schlangen daraus zu vertreiben.

Das ist also jenes von den Europäern so gefürchtete Land. Ich habe gesagt, daß die Hitze und die Mosquitos daselbst unerträglich wären; in der That, dies sind die größten Unbequemlichkeiten des Landes. Nichts ist im Stande, die Intensität dieser Gluth zu schwächen, weder der Seewind, noch die schönen tropischen Nächte, wo das Gold der Sterne vom Himmel herab durch die dichte Finsterniß hindurchdringt und sich in dem Krystall der Gewässer wieder spiegelt. Umsonst dunstet das Wasser aus durch die Poren der Wasserflaschen; umsonst bleibt der Klaret, der Madera, der Sauterne, gut eingehüllt in Baumwolle, ganze Stunden lang der Seeluft ausgesetzt: die Flüssigkeit kommt immer brennend in die Kehle. Aber was ist die Hitze gegen die schrecklichen Leiden, die man von den Grillen, den gelben, rothen, purpurnen, grünen und grauen Heuschrecken und dem unermesslichen Heer von Mosquitos auszuhalten hat? Diese lassen Einem nicht einen Augenblick Ruhe: sie dringen überall hin, zuerst in die Haut, dann in den Wein, ja bis in die Suppe. Was aber die Ungeundheit des Klima betrifft, wie man sie besonders in Europa verschreit, so muß ich sie durchaus leugnen. Freilich wenn ein Mensch, der auf einmal in Afrika ankommt mit seiner Europäischen Constitution, anstatt seine Lebensweise nach den Umständen ein wenig zu modificiren, sich nach wie vor allen Erzeugnissen hingibt und besonders starke Liqueurs ohne Maaß genießt, dann muß allerdings die Gesundheit eines solchen Menschen, die schon in der Heimath auf die Länge zu Grunde gehen mußte, es noch viel mehr unter dem brennenden Himmel des Aequators.

Diese Unmäßigkeit ist es fast immer, welche an der furchtbaren Sterblichkeit von Sierra-Leone Schuld ist. Nüchternheit, regelmäßige Lebensweise und eine mäßige Uebung in Allem, das ist das einzige wirksame Mittel für dieses Uebel. Dann wird der Europäer sich bald an das Afrikanische Klima gewöhnen und daselbst eben so lange leben, als in den anderen tropischen Gegenden; bald werden auch die Emigranten des Mutterlandes, nicht mehr so furchtsam wie früher, auf den Boden der Halbinsel, das reichste Gebiet des Welttheils, herbeiströmen, anstatt in andere Länder zu gehen, die ihnen nur ein mühseliges Daseyn bieten.

Bis diese so wünschenswerthe Gesundheits-Reform zu Stande kommt, beschäftigen sich die Behörden von Sierra-Leone besonders thätig mit der Ausrottung des Negerhandels. Gewiß nicht umsonst hat Noab zu Cham's Söhnen gesagt: „Ihr werdet den Knechten eurer Brüder dienen.“ Afrika ist immer der große Sklavenmarkt, wo sich Indien, Aegypten, Klein-Asien und Westindien Vorrath holen. Und sonderbar ist es dabei, daß die Muhammedaner diesen Handel mit weit weniger Grausamkeit treiben, als die civilisirten Völker des Occidents. Man kennt die Verträge Englands mit Frankreich, Spanien und mehreren anderen Staaten; in dem Vertrag mit Brasilien vom Jahre 1826 heißt es, daß jede Uebertretung des Vertrages als eine Seeräuberei betrachtet und bestraft werden wird. Ein ähnlicher Vertrag mit Holland ward 1829 unterzeichnet. Und alle diese Verträge, alle Summen, welche England für die pünktliche Befolgung derselben verwendet hat, haben dem Handel noch kein Ende gemacht. Man schätzt heute die Zahl der Sklaven, die jedes Jahr über das Atlantische Meer fahren und in allen Theilen Amerika's vertheilt werden, auf 80—100,000. Bei meiner Ankunft in Sierra-Leone sah ich im Hafen einen Schooner, der sich durch die Feinheit seines Baues und die Höhe seiner Masten auszeichnete. Dieses Schiff, dessen Verdeck mit Schwarzen bedeckt war, nannte sich „Donna Maria da Gloria“; man hielt es für Brasilianisch. Von einer Englischen Fregatte beim Einlaufen in die Rbede von Rio-Janeiro gefangen, war es in den Hafen geführt worden, wo die Sache vor die gemischte Brasilianische Kommission kam. Die Ladung bestand aus 430 Schwarzen. Diese Angelegenheit gab zu heftigen Debatten Anlaß, weil der Capitain des Neger Schiffes versicherte, daß sein Schiff kein Brasilianisches Eigenthum wäre; endlich erklärte sich das Gericht aus Mangel an Kenntniß der Sache für incompetent, und der Schooner wurde nach Sierra-Leone geschickt, um daselbst mit seiner Ladung gerichtlich zurkannt zu werden. Der Negerfabrer mußte also das Atlantische Meer noch einmal durchschneiden, aber schon hatte der Tod fast ein Viertel von den Negern hinweggemäht; ihre Zahl betrug nur noch 333, und von diesen 333 Unglücklichen waren die Meisten von schrecklichen Krankheiten heimgesucht, Geschwüren, Blattern und Dysenterieen. Das war noch nicht Alles: als das Schiff Sierra-Leone erreicht hatte, mußte man mit der Ausschiffung der Schwarzen warten, bis das Gericht durch einen Rechtspruch die Preise für gut und gültig erklärt hatte. Das dauerte wieder zwei Monate; nun erst bewies der Eigenthümer des Schooners, daß sein Fahrzeug, als es gefangen worden, die Portugiesische Flagge, und nicht die Brasilianische, getragen habe und daß es auch wirklich ein Portugiesisches Eigenthum wäre. Nun heißt es in dem Vertrage Englands mit Portugal, daß die Portugiesen den Handel nicht in der nördlichen Hemisphäre treiben werden. Der Schooner war in der südlichen Hemisphäre gefangen worden, nichts zeigte, daß er seine Ladung in der nördlichen Hemisphäre geholt, und folglich war das Gericht

gezwungen, die Preise für ungültig zu erklären und sie dem Eigenthümer wieder zurückzugeben mit einem Geleitsbrief, damit sie nicht von anderen Englischen Kreuzern aufgehalten werde. So machte sich der Schooner aufs neue segelfertig nach sechs Monaten Prozeß, während welcher Zeit es nicht einem Schwarzen vergönnt war, aufs Land zu steigen; triumphirend verläßt er den Hafen mit ausgebreiteter Flagge, um zum dritten Male den Ocean zu durchschneiden mit den Trümmern seiner Ladung. In dem Moment der Abfahrt stießen die Schwarzen drei Puffab's aus, gewiß in der Hoffnung, ihre Leiden durch einen baldigen Tod enden zu sehen.

Die Orte, wo die Kreuzer am meisten zu thun haben, sind an der Mündung einiger Flüsse gelegen, in der Bai von Beuin und Biafra; auch die Flüsse Calaba und Bonny werden von den Neger Schiffen sehr häufig besucht. Sobald ein verdächtig aussehendes Schiff in diesen Flüssen Anker geworfen, so bemächtigt man sich seiner; dann fährt es ein Englischer Offizier mit einigen Matrosen nach Sierra-Leone, wo das Gericht, das an diesem Orte seinen Sitz hat, durch ein Erkenntniß die Besiznahme bestätigt oder aufhebt. Eines von diesen Schiffen, das einen Monat lang gefahren war, wurde von einem Englischen Kreuzer gefangen. Die Ladung, die bei seiner Abfahrt aus 374 Mann bestand, war schon auf 313 reduziert. Dieses Schiff war ein Spanisches und nannte sich „Paulina“. Sein Verdeck war vorn und hinten mit Männern, Frauen und Kindern in vollkommener Nacktheit bedeckt, und am Fuße des großen Mastbaums lagen etwa zehn Sterbende aufgeschichtet, die nichts mehr als Knochen an sich hatten. Man öffnete die Lutten, die mit eisernen Barrren verschlossen waren, und sogleich kam aus dem unteren Schiffsraum eine ganze Heerde von Negern und Negerinnen heraus, die ein herzerzitterndes Geschrei ausstießen. Dieses Loch war nur 22 Zoll hoch und nur so breit, daß der vierte Theil der Unglücklichen, welche herauskamen, sich innerhalb desselben nicht hätte hinlegen können. So hatten also die Schwarzen einen ganzen Monat lang darin stehen müssen, oder wenigstens so, daß Kopf und Hals sich unter die Schiffsplanken biegen mußten, ohne sich rühren zu können. Nie hatte man in Sierra-Leone Neger von miserablerem Aussehen gesehen. Nachdem sie gelandet waren, wurde ein Theil von den Männern krank und starb; eben so war es mit den Frauen: einige wurden ins Hospital gebracht mit hitzigen Fiebern, und andere wurden wahnsinnig, was unter den Frauen in Folge dieser Fahrten sehr gewöhnlich ist, besonders bei denen, deren geistige Fähigkeiten am meisten entwickelt sind.

M a n n i g f a l t i g e s .

— Mäßigkeit und Dürftigkeit. Einer der am wenigsten bei uns in Deutschland gekannten Amerikanischen Schriftsteller ist William Channing, und doch verdient er es vielleicht mehr als Washington Irving und Cooper, auch im Auslande gelesen und geliebt zu werden. Das Feld, das er anbaut, liegt freilich nicht im Reiche der Poesie und der Romantik; Sittlichkeit, Religiosität und Menschenliebe sind die Zwecke, die seine schriftstellerische Wirksamkeit im Auge hat und die er, eben so wie auf der Kanzel, durch seine populären anspruchselosen Schriften zu fördern weiß. Diesen ist zum Theil auch wohl der große Erfolg zu verdanken, den das Institut der Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika gefunden hat; denn zu seinen verbreitetsten Arbeiten gehört seine „Adresse in Bezug auf Mäßigkeit“, von der jetzt auch in London ein Abdruck erschienen ist und deren Uebersetzung ins Deutsche ein ganz zeitgemäßes Werk seyn würde, da man ja jetzt auch in unserem Vaterlande damit umgeht, ähnliche Mäßigkeits-Gesellschaften wie in Nord-Amerika zu begründen. Nicht in den gewöhnlichen verhorrenden Redensarten und Uebertreibungen ist hier die Unmäßigkeit als ein Schesal dargestellt — in der Regel wissen ja die unglücklichen Trunkenbolde selbst am besten, wie verächtlich ihr Treiben ist — sondern mit wahrhaft gottgezeigter Beredsamkeit wird dem Armen das Glück gezeigt, das oft gerade in seiner Armuth liegt und das er nur im Verkennen seines geistigen und physischen Wohlseyns zurückstößt. Wir geben hier als Beleg eine Stelle aus der Schrift des Dr. Channing: „Unmäßigkeit“, sagt er, „ist mehr noch um ihrer selbst, als um ihrer äußeren Folgen halber zu bemitleiden und zu verabscheuen; denn diese äußeren Folgen erscheinen ja besonders darum nur so traurig, weil ihnen eine verbrecherische Ursache zum Grunde liegt. Wir sprechen von dem Elend, das ein Trunkenbold über seine Familie bringt. Man denke sich des Mannes Brutalität fort, und wie leicht zu ertragen scheint dann dieses Elend selbst — sein Weib und seine Kinder in Lumpen. Ei, was Lumpen, wenn diese unverschuldet sind! Man denke sich einmal, der Mann sey kein Trunkenbold, sondern ein rechtschaffener Ehemann, ein liebevoller Vater gewesen; Krankheit und nicht das Laster habe die Familie so herunter gebracht; man denke sich ferner sein Weib und seine Kinder ihm durch innige Liebe verbunden, durch Liebe, die ein Leben voller Sorgen und Arbeit für ihren Unterhalt noch vermehrt hat; man denke sich, sie wissen, daß es seine Mäßen für ihr Wohlergehen sind, die seine Gesundheit untergraben; man denke sich, er dürfe zu den Seinigen sagen: „Wir sind zwar arm an Gütern dieser Welt, aber reich an Liebe und religiösem Vertrauen; ich scheidet zwar von Euch, aber ich hinterlasse Euch dem Vater der Vaterlosen und dem Gotte der armen Wittwen“; man denke sich alles dies, und in welchem anderen Lichte erscheinen jene Lumpen! wie verwandelt ist das kalte nackte Zimmer! Des Herzens Wärme kann viel thun, um Winters Kälte zu widerstehen; und Hoffnung nicht bloß, sondern auch Ehre ist in solcher tugendhaften Dürftigkeit!“

*) An Address on Temperance. By Dr. William E. Channing.